Analyse Natur und Landwirtschaft

I ♥ Hüttikon

Gastdozentur Lilitt Bollinger

Corim Müller, Laura Pagano, Lena Leuener,
Nico Habegger

ETH Zürich - FS 2025

Hüttikon

Ein Dorf zwischen Tradition und Wandel

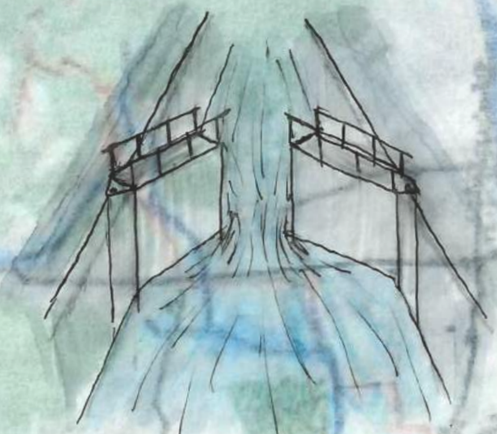
Hüttikon, ein charmantes Dorf im Zürcher Furttal, besticht durch seine idyllische Lage und seine enge Verbindung zu Natur und Landwirtschaft. Mit einer Fläche von rund 160 Hektar, wovon fast die Hälfte landwirtschaftlich genutzt wird, spielt die Agrarwirtschaft seit jeher eine zentrale Rolle.[1] Die weitläufigen Felder, die umliegenden Wälder und die fruchtbaren Böden prägen das Landschaftsbild und bilden den Lebensraum für eine vielfältige Flora und Fauna.

Die Geschichte Hüttikons ist eng mit der Entwicklung der Landwirtschaft verbunden. Einst blühte hier der Weinbau, doch Rebkrankheiten und wirtschaftliche Herausforderungen führten zu einem massiven Rückgang der Anbauflächen. Erst durch moderne Anbaumethoden erlebte der Rebbau eine teilweise Wiederbelebung.[2] Gleichzeitig entwickelte sich der Gemüsebau zu einem bedeutenden Wirtschaftszweig, insbesondere durch den Einsatz von Familienbetrieben wie der Gärtnerei Imhof, die jahrzehntelang das Dorfbild prägten.[3]

Neben der Landwirtschaft hat sich auch die Dorfgemeinschaft in den letzten Jahren stark verändert. Neue Wohnquartiere brachten viele Zuzüger nach Hüttikon und veränderten die soziale Struktur des Dorfes. Trotz dieser Entwicklungen bleibt Hüttikon ein Ort, an dem Tradition und Moderne aufeinandertreffen – ein Dorf, das seine Geschichte bewahrt und gleichzeitig den Herausforderungen der Zukunft begegnet.

1 | Gemeindeporträt Hüttikon
2 | Heimatkundliche Vereinigung Furttal, Mitteilung Nr. 28, Felix Thommen, 1999
3 | Hüttikon: das kleine Dorf an der Grenze, Sabine & Christian Moser-Schlüer, 2020

alte Schwellen

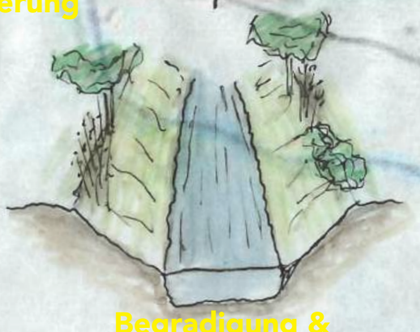


alte Schleuse

ehemaliges Sumpfgebiet

Drainierung

Hüttikon



Begradigung & Vertiefung

Wasserreservoir

Wasser & Hüttikon - Teil 1

Vor vielen, vielen Jahren war das Furttal, in dem Hüttikon lag, oft von großen Wassermassen überschwemmt. Der Boden versumpfte, und die Bauern konnten ihre Felder kaum bewirtschaften

Schließlich kam man auf die Idee 8 Schwellen zu bauen, die das Wasser in geordnete Bahnen lenken soll. Doch leider machten diese Bauwerke das Problem an anderen Orten schlimmer und das Wasser sammelte sich nun im östlichen Teil des Tals, in dem auch Hüttikon liegt.

Die Jahre vergingen, und die Menschen von Hüttikon schrieben fleißig Briefe, um nach Hilfe zu bitten. Endlich, viele Jahre später, wurde beschlossen, dass der Bach begradigt und vertieft werden musste. Eine Schleuse wurde gebaut und zwei Schleusenwärter bestimmt, um die Wasserströme zu kontrollieren. Doch eines Tages taute der Schnee so schnell, dass das Tal wieder unter Wasser stand. Die Menschen wussten: Eine noch größere Veränderung musste her!

Der erste Vorschlag war ein Stollen durch den Altberg zu bohren, um das Wasser in die Limmat zu leiten. Doch der Preis war viel zu hoch und man entschied sich zwei Rückhaltebecken zwischen Regensdorf und Buchs zu bauen.

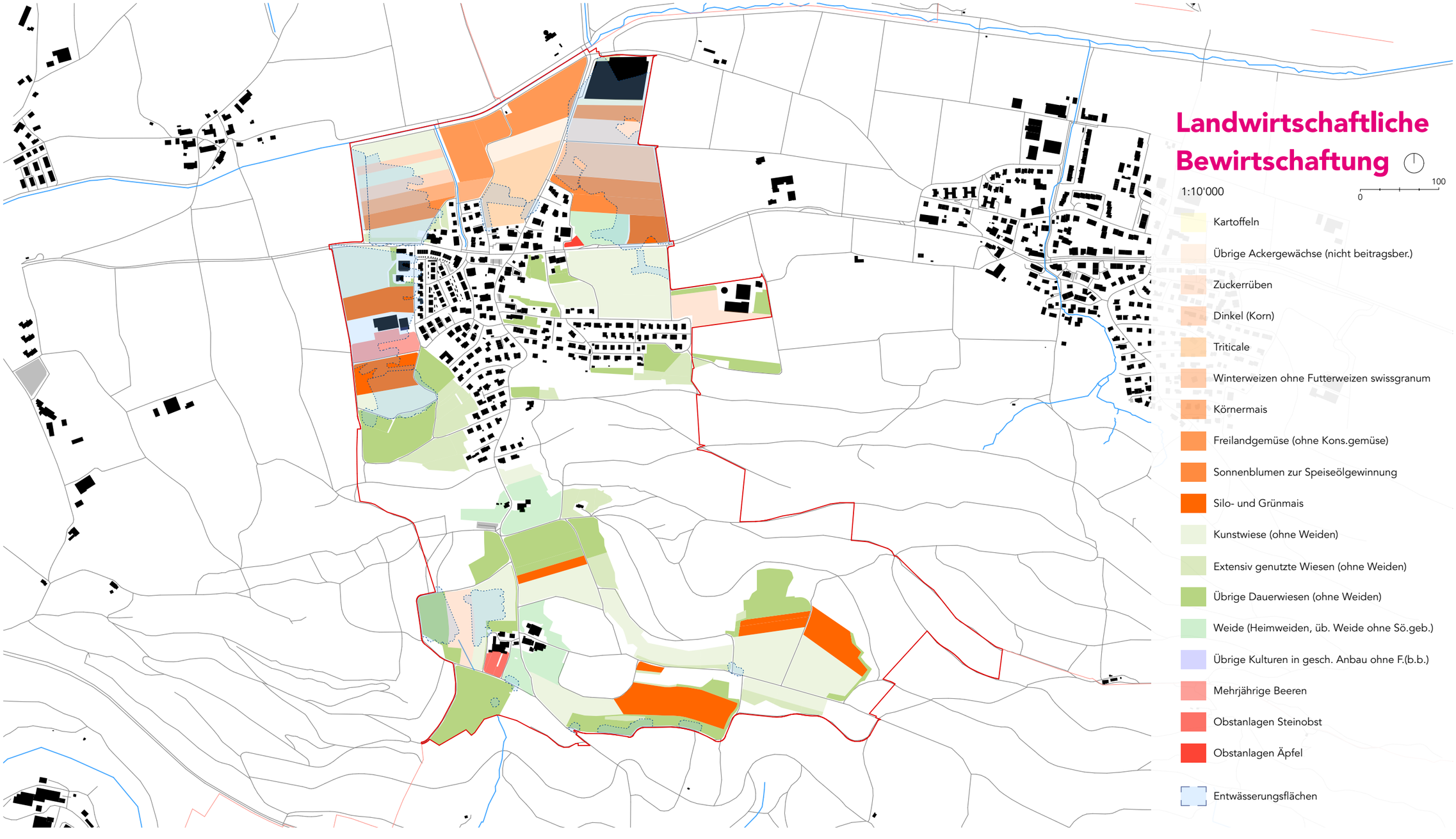
Hüttikons Landwirtschaft im Wandel der Zeit

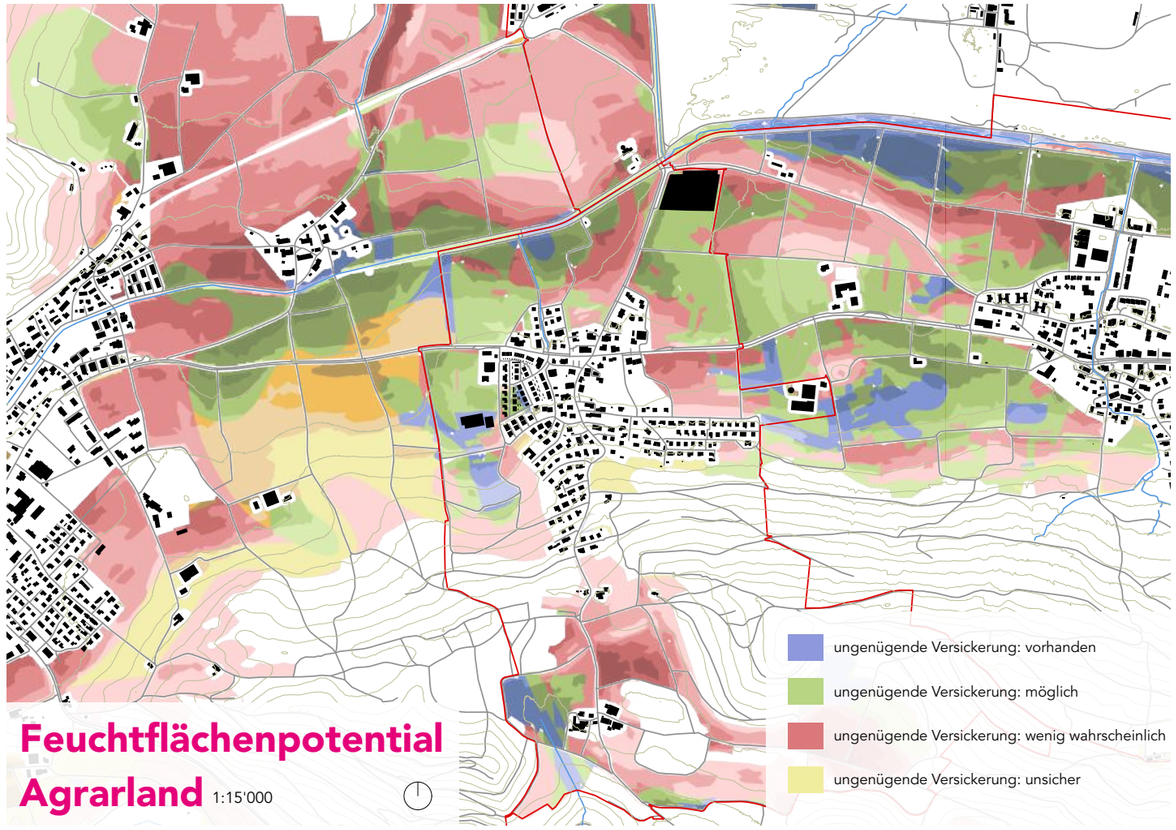
Hüttikon hat bis heute seinen landwirtschaftlichen Charakter bewahrt – rund 44,4 % der Gemeindefläche werden landwirtschaftlich genutzt. Trotz zunehmender Besiedlung bleibt die Landwirtschaft ein fester Bestandteil des Dorflebens.

Nach dem Zweiten Weltkrieg veränderte sich die bäuerliche Struktur Hüttikons deutlich. Während 1960 noch 81–100 % der Betriebe von 1945 existierten, verschwanden kleinere Höfe allmählich, und die durchschnittliche Grösse der bestehenden Betriebe wuchs bis zu 1 Hektar. Die Nachfrage nach Pachtland überstieg das Angebot. In den 1950er-Jahren machten Gemüse- und Beerenkulturen 11–20 % des offenen Ackerlandes aus – ein Anteil, der sich bis heute kaum verändert hat. Die untenstehende Abbildung zeigt, dass nach wie vor etwa 10–20 % der Landwirtschaftsfläche für mehrjährige Beeren und Freilandgemüse genutzt werden.

Agrargeographische Untersuchungen im Raume von Zürich, Reinhold Wehrle, 1962

Das Furttal spielt eine bedeutende Rolle in der Zürcher Landwirtschaft, insbesondere im Salatanbau. Doch mit der wachsenden Bevölkerung und zunehmender Freizeitnutzung steigt auch der Druck auf die landwirtschaftlichen Flächen.





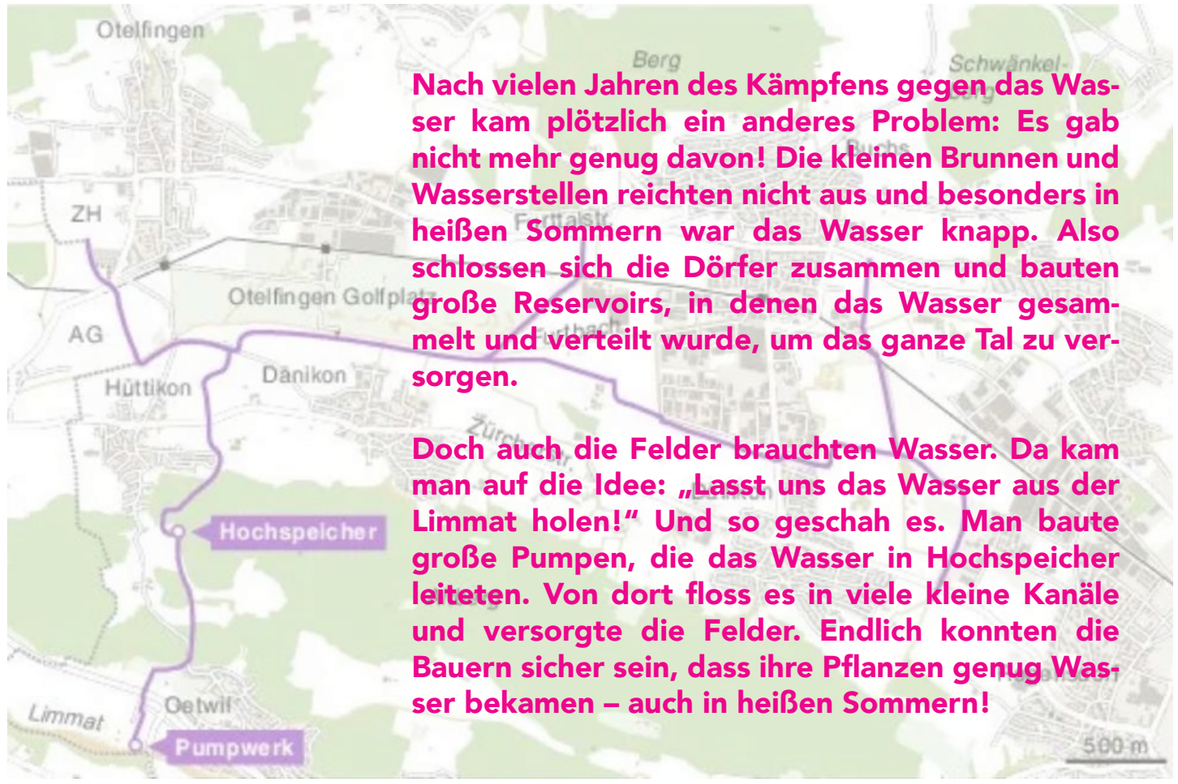
Feuchtflächenpotential Agrarland 1:15'000

1. Humusschicht: organisch angereichert, klumpig, grobkörnig

2. Lehmschicht: klebrig, leicht rötlich (tonfarbig), hoher Feuchtegehalt

3. Unterboden: Auswaschungshorizont von Humus und Lehm, feinkörnig, leicht sandig

Bodenproben



Nach vielen Jahren des Kämpfens gegen das Wasser kam plötzlich ein anderes Problem: Es gab nicht mehr genug davon! Die kleinen Brunnen und Wasserstellen reichten nicht aus und besonders in heißen Sommern war das Wasser knapp. Also schlossen sich die Dörfer zusammen und bauten große Reservoirs, in denen das Wasser gesammelt und verteilt wurde, um das ganze Tal zu versorgen.

Doch auch die Felder brauchten Wasser. Da kam man auf die Idee: „Lasst uns das Wasser aus der Limmat holen!“ Und so geschah es. Man baute große Pumpen, die das Wasser in Hochspeicher leiteten. Von dort floss es in viele kleine Kanäle und versorgte die Felder. Endlich konnten die Bauern sicher sein, dass ihre Pflanzen genug Wasser bekamen – auch in heißen Sommern!

Wasser & Hüttikon - Teil 2

Die fruchtbaren Lehmböden in Hüttikon bieten eine gute Grundlage für den Anbau von Obst, Gemüse und Getreide. Doch früher war die Bewirtschaftung mühsam - regelmässige Überschwemmungen im Furttal erschwerten die Landwirtschaft, bis Drainagen und Meliorationen die Flächen nutzbarer machten.

Nachhaltige Anbaumethoden wie Fruchtfolgen und gezielte Düngung helfen heute, die Bodenfruchtbarkeit zu erhalten. Doch mit dem Wachstum der Siedlungsflächen schrumpft das landwirtschaftlich nutzbare Gebiet. Dennoch bleibt die Landwirtschaft ein prägendes Element des Dorfes und der Erhalt der Bodenqualität eine wichtige Aufgabe für die Zukunft.
Im Bild sind die verschiedenen Bodenschichten deutlich zu erkennen. Sie unterscheiden sich sowohl in Farbgebung als auch in Dichte und Porosität.

Bodenqualität - und bewirtschaftung in Hüttikon

Wald und Wein im Furttal - die Landschaft im Wandel

Fabrikgebäude der Firma Güller in Hüttikon nach der ersten Vergrösserung 1897. Das Bild beweist, dass um die Jahrhundertwende auch in Hüttikon noch Weinreben angebaut wurden.
Heimatkundliche Vereinigung Furttal, Mitteilung Nr. 14, Christina & Tony Kaiser, 1982

Gemeinde	1939*	1950	1955**	1960
Bachenbülach	622	505	404	215
Bachs	250	121	—	—
Boppelsen	880	835	617	411
Buchs	1438	945	758	505
Bülach	1089	610	581	501
Dällikon	406	308	247	134
Dänikon	—	65	—	47
Dielsdorf	579	450	287	220
Eglisau	2923	2354	1209	1419
Glattfelden	519	343	291	235
Hochfelden	—	31	—	14
Höri	—	40	—	4
Hüttikon	—	48	—	22
Kloten	612	422	215	127
Neerach	443	374	—	32
Niederglatt	—	37	—	10

* Nur Angaben über 1 ha
** Nur Angaben über 2 ha

Reben: Anbau in Aren
Agrargeographische Untersuchungen im Raume von Zürich, Reinhold Wehrle, 1962

Der Furttaler Wald war lange stark zersplittert, besonders in Hüttikon. Hier waren 45 Hektar auf 226 Parzellen und 21 Eigentümer verteilt. Die fehlende Erschliessung erschwerte die Bewirtschaftung erheblich.[1]
Auch der Weinbau hat eine bewegte Geschichte: 1881 gab es noch 211 Hektar Rebfläche, doch Krankheiten wie der falsche Mehltau 1886, Wetterextreme und die drohende Reblaus führten zum Niedergang.
Die Tabelle links zeigt die Entwicklung des Rebanbaus in verschiedenen Zürcher Gemeinden. In Hüttikon schrumpfte die Anbaufläche von 48 Aren (1950) auf 22 (1960). Allerdings ist bis auf Eglisau auch in allen anderen Gemeinden ein Rückgang festzustellen. Ein junger Landwirt bringt die Meinung Vieler auf den Punkt: «Die Reben sterben mit den alten Leuten aus». Tatsächlich haben viele junge Landwirte wenig Interesse an dieser anstrengenden Tätigkeit, da sie kaum oder nur in geringem Masse mechanisiert werden kann.[2] Erst ab den 1920er-Jahren wurde der Weinbau durch moderne Methoden wiederbelebt. Im Jahre 1999 wurden im Furttal wieder 16,9 Hektar Reben bewirtschaftet.[1]

1 | Heimatkundliche Vereinigung Furttal, Mitteilung Nr. 28, Felix Thommen, 1999
2 | Agrargeographische Untersuchungen im Raume von Zürich, Reinhold Wehrle, 1962

Nutztierhaltung

Der Kanton Zürich war seit jeher einer der landwirtschaftsschwächsten Kantone der Schweiz. In den 60ern betrug der landwirtschaftliche Anteil Zürichs weniger als 5% der gesamtschweizerischen Produktion.
Auch im Bezug auf Nutztiere lag der Kanton deutlich unter dem schweizerischen Mittel. Beispielsweise hatte ein Schweinemastbetrieb im Schweizerischen Durchschnitt 35 Sauen. Ein Betrieb in Zürich lediglich 28,5.
Zürich wuchs seit der Jahrhundertwende zu einem Industriekanton heran und die Landwirtschaft nahm kontinuierlich ab.
Gehaltene Nutztiere im Kanton Zürich: Rindvieh, Schafe, Schweine, Pferde, Geflügel und Bienen.[1]
In Hüttikon gibt es heute noch drei Vollzeit - Bauernbetriebe. Die Zahl ist in den letzten Jahren stetig gesunken. Besonders die Haltung von Nutztieren wurde immer komplizierter und war nur noch ab einer gewissen Grösse und Anzahl von Tieren rentabel.
In den noch verbliebenen Betrieben werden Kühe, Rinder, Hochlandrinder, Schweine und Hühner gehalten.
Die Familie Moser beispielsweise ist Mitglied der Genossenschaft für Rätisches Grauvieh und setzt sich für den Erhalt der vom Aussterben bedrohten Art ein.

1 | Landwirtschaft im Industrie Kanton, Direktion der Volkswirtschaft des Kantons Zürich

Hof der Familie Kaufmann

Wasenbüelhof

Hof der Familie Moser

Historische Bilder

1930 → 2025

Zauneidechse

Iltisse brauchen gewässernahe Strukturen, wie die Ufer von Gräben, Bächen und Teichen, aber auch Feuchtwiesen und Sumpfgebiete. Hecken, Feldgehölze und Waldränder bieten ebenfalls geeignete Lebensräume an, die ihm guten Schutz und reichlich Nahrung geben. Die Intensivierung der Landnutzung und der Verlust von Lebensräumen machen ihm auch in der Schweiz immer mehr zu schaffen. Er ist auf der roten Liste der gefährdeten Tiere. Besonders hart treffen in das Drainieren oder Begradigen von Gräben, was auch der Wegfall von Strukturelementen wie naturnahen Gewässerräumen, Hecken und Feldgehölzen bedeutet. Damit verliert er nicht nur gute Verstecke, sondern auch seine Nahrungsgründe.

Geburtshelferkröte

In der Schweiz kommt die Geburtshelferkröte vor allem im Hügelland und in den Voralpen vor. Für die Entwicklung der Larven braucht sie zwingend Wasser. Sie siedeln sich nur dort an, wo sie nahe am Gewässer auch den passenden Landlebensraum finden. Dabei bevorzugen sie gut besonnte Böschungen mit lockerem, grabbarem Boden. Diese Nähe von Wasser- und Landlebensraum findet die Geburtshelferkröte vor allem in Auengebieten, Rutschhängen, Kiesgruben und Steinbrüchen, aber auch an günstig gelegenen, meist fischfreien Weihern und Teichen.

Gelbbauchunke

Die Gelbbauchunke ist in der Schweiz gefährdet. Die wichtigsten Ursachen für den Verlust von Lebensräumen der Unken sind die Trockenlegung von Feuchtgebieten, die Verbauung von Flüssen, die Technisierung der Landwirtschaft und der Bauindustrie sowie die Ausräumung von Randstrukturen und Brachland. Zur Förderung von Gelbbauchunken ist den Flüssen wieder mehr Raum und ihre natürliche Dynamik zurück zu geben. Im Kulturland sind wieder vermehrt sonnige, ständig offen gehaltene Feuchtstellen mit temporären Kleingewässern sowie versteckreiche, feuchte Krautfluren und Gehölze anzubieten.

Erdkröte

Die Erdkröte bevorzugt sonnige, eher tiefe Stillgewässer. Das sind insbesondere grosse Weiher, Altwasser oder Uferzonen von Seen. Aber auch Gartenweiher und Kiesgrubengewässer werden oft besiedelt. Als einzige Amphibienart der Schweiz erträgt die Erdkröte auch Fische im Laichgewässer. Laich und Larven enthalten Substanzen, die sie vor Fressfeinden schützen. Im Sommer findet man die Kröten in Wäldern, Hecken, Gärten, Gruben und in Landwirtschaftsflächen Überwintert wird unter Steinen, Wurzelstöcken, Asthaufen und anderen frostsicheren Verstecken.

Wasser & Hüttikon - Teil 3

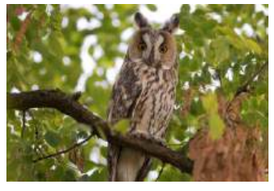
Während all diese Wunderwerke geschaffen wurden, bemerkten die Menschen, dass ihr kleiner Bach, der Furtbach, traurig und leblos geworden war. Er floss schnurgerade durch das Tal, eingezwängt in Mauern und Steine, ohne Platz für eine Vielfalt von Pflanzen und Tiere. Es wurde beschlossen, dem Bach sein altes, natürliches Bett zurückzugeben. Man grub neue Wege für das Wasser, entfernten alte Mauern und pflanzte viele neue Bäume und Sträucher. Und siehe da – schon bald kehrten Fische, Frösche und sogar seltene Tiere wie die Gelbbauchunke zurück!

Iltis

Iltisse brauchen gewässernahe Strukturen, wie die Ufer von Gräben, Bächen und Teichen, aber auch Feuchtwiesen und Sumpfgebiete. Hecken, Feldgehölze und Waldränder bieten ebenfalls geeignete Lebensräume an, die ihm guten Schutz und reichlich Nahrung geben. Die Intensivierung der Landnutzung und der Verlust von Lebensräumen machen ihm auch in der Schweiz immer mehr zu schaffen. Er ist auf der roten Liste der gefährdeten Tiere. Besonders hart treffen in das Drainieren oder Begradigen von Gräben, was auch der Wegfall von Strukturelementen wie naturnahen Gewässerräumen, Hecken und Feldgehölzen bedeutet. Damit verliert er nicht nur gute Verstecke, sondern auch seine Nahrungsgründe.

Rotmilan

Der Bestand ist stark abnehmend. Wichtigste Ursache ist der Strukturwandel in der Landwirtschaft. Rotmilane bewohnen reich strukturierte Kulturlandschaften, wo sie auf Feldern, Wiesen, Wei- den, sowie an Seen, Flüssen und Waldrändern ihr Futter finden. Der Rotmilan ist ein Fleisch- fresser, aber bezüglich der Beute überhaupt nicht wählerisch. Im Zürcher Unterland erreicht der Rotmilan heute auch seine höchste Verbreitungsdichte innerhalb der Schweiz.



Waldohreule

Die Waldohreule braucht halboffene Lebensräume. Sie liebt insbesondere fliessende Übergänge zwi- schen Wald und Kulturland mit lichten Waldpartien, Magerwiesen sowie Hecken- und Obstgartenlandschaften im angrenzenden Kulturland. Heute sind der dichte Hochwald und das intensiv genutzte Kulturland meist messerscharf abgegrenzt. Die einstmals breite Übergangszone ist auf eine Linie zusammengeschrumpft. Damit verschwindet aber auch der Lebensraum der Waldohreule und zahlreicher weiterer Tier- und Pflanzenarten.

Schwarzspecht

Der Schwarzspecht ist ein charakteristischer Bewohner grosser zusammenhängender Waldbestände. Seine Nahrung findet er vorwiegend im Totholz, und für den Höhlenbau ist er auf dicke Biotopbäume angewiesen. Als Höhlenlieferant nimmt der grösste in der Schweiz heimische Specht eine wichtige Schlüsselrolle im Ökosystem Wald ein. Über 60 Arten nutzen die Höhlen des Schwarzspechts für ihr Brutgeschäft, als Futterversteck oder als Schlafplatz.

Natur im Dorf

Hüttikon ist ein Dorf, in dem die Natur eine wichtige Rolle spielt. Überall gibt es Grünflächen, Bäume und Gärten, die das Dorf prägen. Traubeneichen und Stieleichen gehören zu den typischen Bäumen hier und geben der Landschaft ihren besonderen Charakter. Andere Bäume wie Rotbuchen spenden nicht nur Schatten, sondern bieten auch Lebensraum für Vögel und Insekten.
Auch Hecken und Sträucher wie Holunder und Liguster sind im Dorf weit verbreitet. Sie trennen Grundstücke, tragen zur Gestaltung der Umgebung bei und sind gleichzeitig eine wichtige Nahrungsquelle für Wildtiere. Auf Wiesen und in Gärten wachsen Wildblumen und Kräuter, die Bienen und Schmetterlinge anlocken und zur Artenvielfalt beitragen.
Fast jedes Haus hat einen Garten, der oft individuell gestaltet wird. Manche nutzen ihn für den Anbau von Gemüse und Obst, andere setzen auf Hecken und Bäume als natürlichen Sichtschutz. Viele Bewohner legen Wert darauf, ihre Umgebung bewusst zu bepflanzen und Lebensräume für Tiere zu schaffen, zum Beispiel mit Insektenhotels oder Nistkästen.
Die Natur ist hier Teil des Alltags. Viele sammeln Holz aus dem Garten oder dem Wald, zum Heizen. Auch Spaziergänge durch Felder und Wälder gehören für viele zum Leben im Dorf dazu.
In Hüttikon dient das viele Grün nicht nur zur Dekoration, sondern bestimmt das Dorfleben mit. Die Natur verbindet die Bewohner, schafft Erholungsräume und macht das Dorf zu einem besonderen, lebenswerten Ort.

Rund 250 Bäume sind über das gesamte Dorf verteilt

Dorfbepflanzung: Gärten, Bäume, Grünflächen

Eigenkultivation

Gartenhabitate

Sichtschutz

Holzsammlung

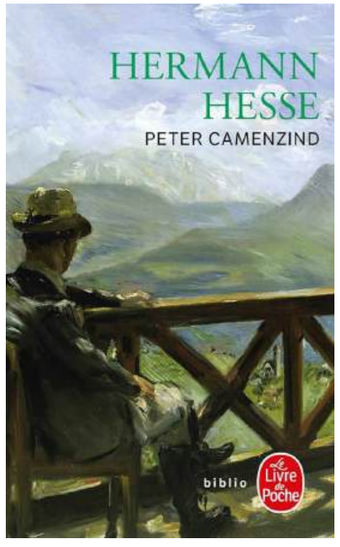
Das Zusammenleben von Mensch und Natur im Dorf

Für viele Menschen ist die Natur ein wichtiger Bestandteil des Alltags, besonders im Dorf, wo sie überall spürbar ist. Weniger Lärm, frische Luft und ein ruhigerer Rhythmus machen das Dorfleben zu einem bewussten Gegensatz zur Stadt. Hier erlebt man die Jahreszeiten hautnah, sei es beim Arbeiten im Garten, beim Spaziergang durch die Felder oder einfach beim Blick auf die umliegende Landschaft.
Gerade für diejenigen, die in der Stadt arbeiten, kann das Dorf ein wichtiger Rückzugsort sein. Nach einem langen Arbeitstag bietet die Natur eine willkommene Pause vom Stress. Ein Spaziergang durch den Wald, die Ruhe im eigenen Garten oder das Sammeln von Holz für den Kamin schaffen Abstand zum hektischen Stadtleben. Die Natur gibt das Gefühl von Freiheit und Erholung, das in der Stadt oft fehlt.
Diese enge Verbindung zur Natur führt oft dazu, dass das Dorfleben idealisiert wird. Die Vorstellung von weiten Wiesen, blühenden Gärten und friedlichen Abenden auf der Terrasse lässt viele von einem einfacheren, naturnahen Leben träumen. Dabei werden die Herausforderungen des Landlebens, wie längere Arbeitswege oder weniger Angebote vor Ort, oft ausgeblendet. Doch trotz dieser Realität bleibt die Natur einer der wichtigsten Gründe, warum Menschen das Dorf als Wohnort schätzen.

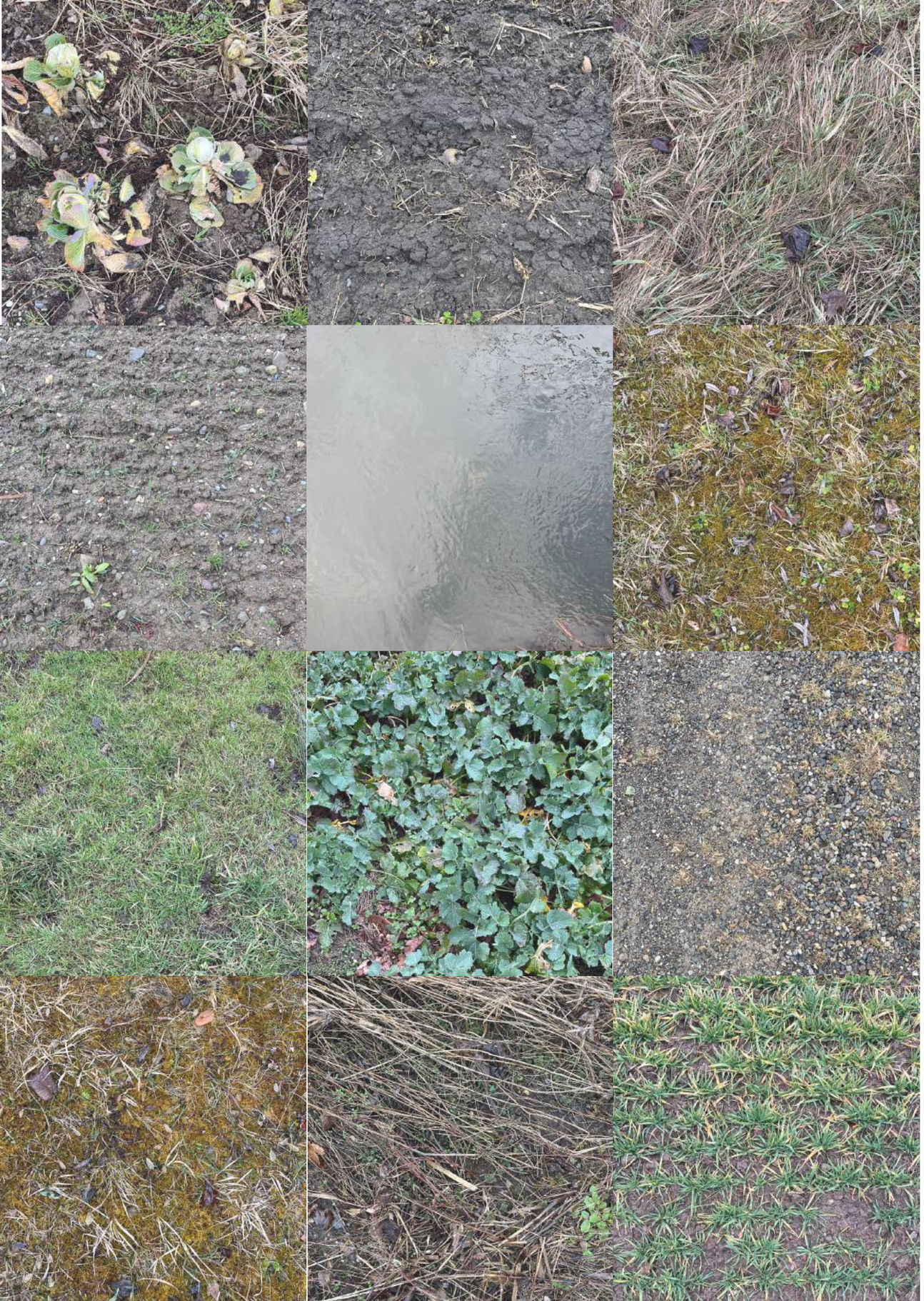
Literaturempfehlungen

Über das Zusammenleben von Mensch und Natur

- Peter Camenzind
  – Hermann Hesse
- Der Mensch erscheint im Holozän
  – Max Frisch
- Die Besteigung des Mont Ventoux
  – FrancescoPetrarca
- Der Wanderer
  – Friedrich Nietzsche



Richard Riemerschmid, In freier Natur, 1895

Verbindung zwischen Mensch und Natur

Die enge Verbindung zwischen Mensch und Natur ist tief in unserer Geschichte verwurzelt. Über Jahrtausende war der Mensch direkt von seiner Umwelt abhängig. Er lebte von dem, was die Natur bot, passte sich an ihre Rhythmen an und entwickelte eine tiefe Wertschätzung für die Erde, die ihn ernährte. Auch heute noch spüren wir diese Verbundenheit, selbst wenn das moderne Leben oft von Technik und Stadt geprägt ist. Die Natur gibt uns Orientierung, Ruhe und das Gefühl, Teil eines größeren Ganzen zu sein.
Leben im Grünen bedeutet mehr als nur eine schöne Umgebung – es ist eine Rückkehr zu einem ursprünglicheren Lebensstil, in dem der Mensch nicht nur Konsument, sondern auch Gestalter seiner Umwelt ist. Wer im Dorf lebt, erlebt die Natur nicht nur als Kulisse, sondern als Teil des eigenen Alltags. Sie erfordert Pflege, Respekt und Achtsamkeit, sei es beim Pflanzen eines Gartens, beim Schutz der heimischen Tierwelt oder beim bewussten Umgang mit natürlichen Ressourcen. In diesem Gleichgewicht zwischen Nutzung und Erhaltung zeigt sich, dass die Natur nicht nur ein Ort der Erholung ist, sondern auch eine Verantwortung, die wir tragen.